

III. 53 (A.c.8.)

Philomena Schmidt

Lauf

Vater war in der SA – sie galten lange noch als „Hitlerbüble“

*Zu Kriegsende 1945 war Philomena Schmidt 16 Jahre alt. Ihre Erlebnisse schildert sie in einem Buch. Im elterlichen **Schwarzwaldhof** waren deutsche Soldaten einquartiert, die sich bei herannahender Front „heimlich, still und leise“ davon machten. Als sich Panzerkolonnen von **Achern** her nähern, werden weiße Fahnen aus den Fenstern gehängt. Zusammen mit ihrer Familie beobachtet sie, wie eine junge Frau in einer Wiese nacheinander mit den französischen Soldaten Sex hat: „Das man sich so hergibt, das hat uns alle angeekelt.“ In der **Brandmatt** wurden Häuser zerschossen, weil sich dort 16 SS-Soldaten verschanzt hatten. Auch bei **Waldulm** wehrten sich noch „ein paar fanatische Nazischweine“. Der Vater, Partei- und SA-Mitglied, Soldat auf Urlaub, flieht aus Angst vor der Gefangennahme. Dann kommen zwei algerische Soldaten auf den Hof und werden einquartiert. Marokkaner kommen mit Mauleseln und „plündern, verwüsten, überfallen Frauen, Mädchen, auch Omas und vergewaltigen sie“. „Nichts war vor ihnen sicher.“ Es gab nicht nur Vergewaltigung, sondern auch Umgang mit „Weibern, die sich freiwillig hergaben“. Der Vater war in französische Gefangenschaft geraten, die beiden jüngsten Söhne „waren den Heldentod gestorben“. Der Text ist die Kopie der Seiten 130 bis 150 eines Buchs, in dem Philomena Schmidt auch über das Kriegsende berichtet.*

Unsere übrigen Zimmer waren an eine Mutter mit fünf Kindern und an einen Schwerkriegsbeschädigten mit seiner Frau vergeben. Von Miete sprach keiner. Sie alle haben mit uns gegessen. Es wurde geteilt, so gut man nur konnte. Und die Kartoffelsuppe schmeckte jeden Abend besser. Dazu kam noch die Besatzung der deutschen Wehrmacht, die sich immer mehr in die Berge des Schwarzwaldes zurückgezogen hatten.

Alte Bekannte aus Karlsruhe, die vor dem Krieg gerngesehene Urlauber waren und von uns immer das Kirschwasser kauften, stellten, aus Angst vor den Bomben, ihre Wertsachen bei uns auf dem Speicher unter. Auch ein Sofa stellten sie in die Stube, zu unserem Sofa. Dort schliefen zwei Soldaten. Die älteren Männer wurden zum Volksturm eingezogen. Sie trugen Transparente mit, auf denen geschrieben stand: "Die neuen Waffen sind wir alten Affen". Das hätte sich vor einem Jahr noch keiner getraut; der wäre mit dem Leben nicht davon gekommen.

In der Stube wurde vor dem Schlafengehen jeden Abend der Rosenkranz gebetet, aus Angst vor dem Krieg, der uns jetzt täglich überrollen konnte. Es lag eine unerklärliche Unruhe in der Luft. Keiner konnte erahnen, was passieren wird, wenn der Feind kommt. Anfang April kam unser Vater ganz unverhofft auf Urlaub. Es war schönes Wetter und wir bestellten, mit einem etwas komischen Gefühl, die Felder. Aber die Hände in den Schoß legen? Wenn der Feind uns tot schießt, brauchen wir ja nichts mehr zu essen.

Aber wenn doch noch jemand übrig bleibt, ist er froh, wenn auf den Feldern noch ein paar Kartoffeln zu holen sind.

Tage- und nächtelang wurden Dörfer und kleinere Orte unter Artilleriefeuer gelegt. In den letzten Kriegstagen wurde auch noch ein Bauernhof, der unserer Verwandtschaft gehörte, von einem Volltreffer zerstört. Der Bauer und seine Tochter wurden dabei getötet. Die in den Dörfern einquartierten Soldaten machten sich heimlich still und leise über die Schwarzwaldberge davon, in Richtung Schwabenland. Sie hatten ja nichts mehr zum Schießen und konnten sich auch nicht verteidigen. Es war unser großes Glück.

Auch in unserem Stall hatten wir wieder Glück. Wir hatten gute Kühe den Ochsen und ein paar schöne Jungtiere. An unserem Haus, das ja ein Einzelhof ist, läuft die Straße vorbei. Wir hatten Angst um unser Vieh, Angst um uns, Angst einfach alles, was uns lieb und teuer war. Und so an der Hauptstraße war es vielleicht nicht ganz ungefährlich. Am Hagenberg, dem Elternhaus meiner Mutter, war noch Platz im Stall. Futter war auch noch vorhanden und der Hof lag eine halbe Stunde von der Straße weg, im Wald versteckt. Dorthin brachten wir zwei Jungtiere. Die Bauersleute hatten zwei scharfe Hofhunde, von denen wir einen, den Bello, mit runter nahmen. Der konnte uns vielleicht vor den Feinden schützen.

Er war ein treuer Schäferhund, der Männer in Uniform absolut nicht leiden konnte. Als er klein war, hatte er die englische Krankheit. Deshalb hatte er ganz krumme Vorderbeine. Bello wurde kastriert. Deshalb war er auch immer daheim und hatte mit Nachbars Hündinnen nichts zu tun. Und wenn er an der Kette hing und zu bellen anfang, gab es wenige Leute, die keine Angst vor ihm hatten. Machten wir ihn von der Kette los, so mußte er einen Spaziergang auf den Hagenberg machen. Er sagte mit einem Beller guten Tag. Meine Tante gab ihm was zu fressen und sagte ihm: "Jetzt gehst du wieder nach Hause!" Man konnte ihm eine Nachricht ans Halsband hängen, die er zuverlässig ablieferte.

Wir hatten gerade die letzten Kartoffeln im Boden, als sich, von Achern her, Panzerkolonnen näherten. Es war die "Ruhe vor dem Sturm", die in der Luft lag. Man meinte, die Zeit bliebe stehen. Die beängstigende Spannung, was da wohl kommen werde, ist unbeschreiblich. Wir beobachteten vom Berg aus das Geschehen. Wir sahen, daß hin und wieder weiße Fahnen aus den Fenstern flatterten. Daran erkannten wir, daß es feindliche Fahrzeuge sein mußten. In unsern zwei Bunkern, die vor uns lagen, bewegte sich nichts. So hofften wir, daß keine Soldaten mehr da sind, daß alles ruhig bleibt und vor allen Dingen, daß niemand mehr da ist, der schießt.

Die Straße ist von unserem Hof kilometerweit zu überblicken. Die Feinde fahren also durch den Ort, ohne groß anzuhalten. Motorräder fahren voraus, danach Panzer und Panzerspähwagen - einer hinter dem andern. Schwer wälzt sich die Kolonne die Bergstraße hinauf. Keine Menschenseele ist zu sehen. Wer sollte auch in diesem Moment auf die Straße gehen? Das könnte ein tödlicher Fehler sein. Doch plötzlich, wir trauen unsern Augen nicht! Aus dem Kastanienwald heraus, geht eine Frauengestalt langsamen

Schrittes bergwärts. Vor der Kurve, dort wo die Straße zu uns abbiegt und eine alte strohgedeckte Schwarzwaldmühle ihr friedliches Lied in das Kriegsgeschehen hineinplätschert, wird das Mädchen, das wir zwischenzeitlich erkennen, von dem feindlichen Vormarsch eingeholt. Die Fahrzeugkolonne hält an - die Feinde steigen aus. Wir alle sehen uns wortlos an. Jedem schlägt das Herz bis zum Hals, was wohl passieren wird?

Wir hören Lärm und Geschrei und dazwischen auch Lachen. Sie umringen das Mädchen. Eine ganze Schar junger Franzosen gehen mit ihr in die angrenzende Wiese und machen sich über das Mädchen her, einer nach dem anderen. Dass es so etwas geben kann, wußten wir bis dahin noch nicht. Als sich alle ausgetobt hatten, ließen sie das Mädchen liegen und fuhren weiter. Das etwa zwanzigjährige Mädchen wehrte sich überhaupt nicht. Vielleicht wäre es auch sinnlos gewesen, bei so vielen Soldaten. Aber von Vergewaltigung konnte man auch nicht sprechen. Wir konnten aber auch nicht sehen, ob die Franzosen nur ihre Lust ausließen... Ob sie noch lebt? Mit Leichtigkeit hätten sie ihr auch den Hals zudrücken können. Was suchte sie überhaupt auf der Straße, zumal es gar nicht ihr Nachhauseweg war. Nach einer Weile bewegte sie sich endlich. Sie stand auf und ging auf der Straße weiter, obwohl sie dem Vormarsch des Feindes hätte ausweichen können.

Meine Eltern waren über den Vorgang sehr entsetzt. Ich, die Älteste mit sechzehn Jahren, wußte zwar, daß es zweierlei Menschen gibt, aber daß man sich so hergibt... Das hat uns alle angeekelt. Denn in dieser Hinsicht waren wir noch glückliche, unschuldige Kinder. Über dieses Geschehen waren wir sprachlos. Mutter und Vater sagten uns nun, welch große Verachtung daraus entstehen könnte. (Passage von der BZ ausgelassen). Lange saßen wir noch in der lichtlosen Stube beisammen.

Währenddessen rollte die Panzerkarawane unaufhörlich den Berg hoch, bis auf einmal die Gradmelder, in hohem Tempo, von oben wieder zurückkamen, und über uns Geschosse die Frühlingsluft durchbrachen. Im Nachhinein stellte sich dann heraus, daß sich in den Häusern "Brandmatt" 16 SS-Soldaten verschanzt hatten und gegen den Vormarsch der Feinde Widerstand leisteten. Was dann zur Folge hatte, daß die Häuser zerschossen wurden. Unter der Zivilbevölkerung gab es einen Toten. In letzter Minute sind wir von einer Bombardierung verschont geblieben, da sich die SS der Übermacht ergeben mußte. Wegen dieser paar Idioten wurde regelrecht in der letzten Stunde des Krieges noch soviel Schade angerichtet. Und es hat gerade wieder die Leute erwischt, die ohnehin arm wie eine Kirchenmaus waren (...) Sie (die SS-Leute) müssen doch wirklich von Sinnen gewesen sein, als sie von der höchsten Erhebung der Schwend, bei Waldulm, noch glaubten. Pulver verschießen zu müssen, um in der letzten Minute noch einige Soldaten umzubringen. Die Soldatengräber da oben sprechen sicher ihre eigene Sprache von dem Wahnsinn, für den so viele unschuldige Menschen geopfert wurden.

In Ottenhöfen war eine Brücke gesprengt. Deshalb lief der ganz Vormarsch der feindlichen Truppen an uns vorbei in Richtung Freudenstadt, das von Fliegerangriffen arg zerstört war. Tag und Nacht,

unaufhörlich schnaubten die schweren Fahrzeuge den Berg hinauf, zur Schwarzwaldhochstraße. Alles fuhr an uns vorbei, aber kein feindlicher Soldat betrat unser Haus oder Hof.

In unserer Familie aber spielte sich eine Tragödie ab. Unser Vater, der sich bis zum 18.4.45 wieder in Freiburg bei seiner Einheit vom Urlaub zurückmelden sollte, war als Soldat daheim in dem vom Feind besetzten Land. Zu seiner Einheit kommt er nicht mehr durch. Ergibt er sich dem Feind, wird er gefangen genommen. Schlägt die deutsche Wehrmacht noch einmal zurück, wird er als Fahnenflüchtiger erschossen! Einen Ausweis hat er nicht, nur das Soldbuch, das ja besagt, daß er Soldat ist. Welche Wahl sollte er treffen? Was soll er tun?

Versteckt er sich oben in der Nähe unseres Waldes, in einer Schafshöhle beim Brigittenschloß, wo sich im Dreißigjährigen Krieg die Schafe versteckt hielten? Dort, wo Fuchs und Hasen sich gut Nacht sagen? Das kam ihm zu feige vor, da er doch Anfang des Dritten Reiches in gutem Glauben der Partei und der SA beigetreten ist und auch lange an einen gerechten Sieg glaubte. Er hatte ja die Unterjochung am eigenen Leibe erfahren. Von seinen guten Freunden, bei denen er versuchte, Rat zu holen, kam er über Feld- und Schleichwege, immer ratloser zurück. Er versteckte seine Uniform und seinen geladenen Karabiner. Nach zwei Stunden holte er seine Sachen wieder zurück und legte sie in unsere Bauernstube auf das Sofa. Er bangte und hoffte, daß die Feinde ihn nicht entdecken. Oder doch? Damit diese Angst und die Ungewißheit zu Ende gehen. Ein Freund sagte: Geh fort, ein anderer: Bleib zu Hause, der nächste meinte: Wenn sie dich zu Hause erwischen, zünden sie euch das Haus an und außerdem schießen sie euch alle tot.

In unserer ratlosen Verzweiflung haben wir vor Angst gezittert. Wir haben geweint und gebetet, und vor lauter Sorgen konnten wir nicht essen. Wir haben nur die Tiere gefüttert. Unser Nachbar, ein Schulkamerad meines Vaters, wurde am zweiten Tag der Besatzung schon als Gefangener abgeführt, obwohl er doch nur ein paar Tage beim Volkssturm war. Er hatte seinen Ausweis und kein Soldbuch. Er war nicht in der Partei und hat auch sonst keine Ämter bekleidet - im Gegensatz zu unserm Vater. Als mein Vater das hörte, sagte er: "Es hat alles keinen Sinn. Ich kann nicht hier bleiben. Ich muß fort, ob wir uns wiedersehen, steht in den Sternen".

Er flüchtet durch den Wald, wo er jeden Weg und Steg kennt, und will versuchen, zu seiner Einheit durchzukommen. Denn "zu Hause mich gefangen nehmen lassen, das kann ich nicht". Unsere Mutter sagte mit tränenerstickter Stimme: "Heute gehst du nicht freiwillig fort von zu Hause. Du kommst vielleicht nie mehr wieder. Heute ist unser siebzehnter Hochzeitstag, bleib dann wenigstens bis morgen!" Es war bestimmt der schwerste Hochzeitstag ihres Lebens.

Der Abend eines sorgenvollen Tages. Nach dem Rosenkranzgebet gingen wir todmüde und erschöpft ins Bett. Bei Tagesanbruch ging unser Vater fort. Als wir Kinder aufwachten, war er schon gegangen - sicher

mit unsagbar schwerem Herzen! Viel zu schwer, um seinen Buben und Mädchen die Hand zu drücken und auf Wiedersehen zu sagen. Er ließ uns den traurigen Abschied verschlafen. Bei uns kehrte eine gähnende Leere ein, eine Ungewißheit, die ich zu schildern nicht in der Lage bin. Für meinen Vater, der sonst nicht zimperlich war, mochte dies bestimmt der schwerste Weg in seinem Leben gewesen sein. Er mußte seine Familie, sein Hab und Gut dem Schicksal überlassen, zumal er nicht wußte, was alles noch passieren kann. Auch hatte man keine Nachricht, ob Freiburg besetzt oder wie weit der Feind schon gekommen war.

Von den schweren Lastwagen, von denen auch einige nicht mehr die neuesten waren, blieb ab und zu einer auf der Strecke liegen. Mein Vater hatte an der Straße vor unserem Hof eine Ausbuchtung angefertigt, wo er einen beladenen Langholzwagen parken konnte, ohne den Verkehr zu behindern. Dort standen eines Morgens ein mit Ersatzteilen beladener Lastwagen und einer mit Lebensmitteln: amerikanische Konserven, Kekse und Schokolade. Beide Lastwagen hatten Motorschaden.

Das schöne Frühlingswetter ist umgeschlagen, auf naßkaltes Aprilwetter. Die Fahrer der beiden Lastwagen, zwei zwanzigjährige Algerier, sind in den Fahrzeugen fast erfroren. Sie kamen mit dem Gewehr über der Schulter als erste feindliche Soldaten auf unseren Hof. Unser Hund bellte wie irrsinnig. Die Soldaten aber hatten Angst, grad soviel wie wir, und konnten dazu kein Wort Deutsch - und wir sprachen nicht französisch. In der Nachbarschaft wohnte eine junge Frau, die französisch konnte. Sie haben wir gerufen, daß sie den Dolmetscher mache. Dabei stellte sich heraus, daß die Soldaten froren und nur übermachten wollten. Und um sich aufzuwärmen, wollten sie etwas heiße Milch.

Vom Mittag hatten wir noch Grünkohl übrig. Den machten wir unsern Feinden warm. Sie hatten mehrere Tage nichts Warmes mehr gegessen. Zum Schlafen boten wir ihnen die zwei Sofas an, auf denen noch vor kurzem deutsche Soldaten geschlafen haben. Sie waren sichtlich zufrieden, und die Angst die wir alle hatten, wich langsam. Aber was würde Vater dazu sagen, wenn er wüßte, daß wir Feinde in unserem Haus aufgenommen haben? Wo wir doch zugeschaut haben, was die Feinde mit dem Mädchen angerichtet haben, das auf der Straße lief. Er würde sicher sagen: "Seid ihr verrückt geworden? Ihr bringt euch in große Gefahr". Aber konnten wir sie so ohne weiteres abweisen? Es hätte ja auch sein können, daß sie uns rausschicken und unser Haus beschlagnahmen. Wir wären nicht die Einzigen gewesen.

Meine Mutter meinte: "Es ist immer besser, wenn man klein beigibt. Es wird uns mit Gottes Willen nichts passieren. Und arme Hunde sind die Soldaten ja auch, wenn sie auch die Siegermächte sind". Wir hofften, daß ihre Fahrzeuge bald abgeschleppt würden. Das war jedoch nicht so, und wir hatten dadurch unwahrscheinliches Glück. Dem motorisierten Vormarsch folgten die Marokkaner mit ihren Mauleseln. Sie zogen von Haus zu Haus, von Bauernhof zu Bauernhof, plünderten und verwüsteten, was sie nur konnten, überfielen Frauen, Mädchen und auch Omas und vergewaltigten sie. Viele suchten Schutz in der Kirche, im Pfarr- und Schwesternhaus. Eine Nachbarin, deren Mann in Rumänien vermißt war und drei

Kinder hatte, wurde zweimal von einer ganzen Kolonne Neger vergewaltigt und fast zu Tode gequält. Die Soldaten schleppten sie in den angrenzenden Kastanienwald und stopften ihr den Mund voll mit Walderde, daß sie dem Ersticken nahe war. Als die Drecksäcke fort waren, kroch sie zitternd ins Haus und mußte feststellen, daß ihre zwölfjährige Tochter nicht da war. Nun war ihr eigenes Schicksal zurückgestellt, denn die Sorge um ihre Tochter war nun viel größer. Sie nahm alle Kraft zusammen und kam die ca. 200 m zu uns runter.

Um Mitternacht klopfte es an unsere Haustür. Wir waren alle wach, weil unser Bello schon länger als eine Stunde wie verrückt gebellt hat. So wußten wir, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Vor unserer Tür stand die Nachbarin, elend und zerzaust. Mit stockender Stimme bittet sie meine beiden Brüder, doch ihre Tochter zu suchen. Sie erzählte, was geschehen war. Meine Brüder nahmen den Bello an die Leine und machen sich auf die Suche nach dem vermißten Mädchen. Es war eine gespensterhafte, mondhele Frühlingsnacht.

Meine Brüder gehen zu den anderen Nachbarshöfen, die aber alle hundert Meter im Umkreis verstreut sind. Mit den Nachbarn gehen sie auf Suche, durchkämmten den angrenzenden Wald, schlagen Alarm; aber das Mädchen finden sie nicht. Niemand konnte mehr schlafen. Alle waren in größter Aufregung, ob das Mädchen verschleppt sei, ob es einem Sexualverbrechen zum Opfer gefallen ist oder es irgendwo im Gelände liegt. Man könnte ihm helfen, wenn man nur wüßte, wo es ist. Es war schon hell, als man die Suche ergebnislos abgebrochen hat.

Bevor meine Brüder heimgehen, wollen sie noch unserer Tante Herta mitteilen, was geschehen ist. Sie wohnt ja mit ihrem Mann auf der anderen Straßenseite, schräg gegenüber. Ihre drei Söhne waren schon lange in Rußland vermißt. Sie war seit kurzem kränklich. Sie hatte diese Nacht furchtbare Angst ausgestanden, weil sie unsern Hund immer bellen hörte. Da stellte es sich heraus, daß sie das verängstigte Mädchen, als es um Mitternacht bei ihr klopfte, aufgenommen hatte. Vorlauter Angst war sie nicht in der Lage, ihr Haus zu verlassen, um uns zu sagen, daß das Mädchen sich bei ihr versteckt hatte. Wir waren alle von Herzen froh, daß das Mädchen bei ihr war. Solche und ähnliche Schicksale gab es genug, von denen nichts bekannt wurde, denn vor Angst und Scham trauten sich viele nicht, darüber zu sprechen. Die Besatzung war nicht überall.

Auch uns drohte dasselbe Schicksal. Eine ganze Kolonne Marokkaner kam auf unseren Hof; aber zum Glück wohnten bei uns ja die Algerier. Sie hörten sie schon von weitem kommen. So gingen unsere Algerier raus und sprachen ein paar Worte mit ihnen. So zogen die Marokkaner, so wie sie gekommen waren, wieder ab. Uns blieb bestimmt sehr viel erspart. Schon allein aus diesen Gründen hat es sich gelohnt, daß wir die zwei Soldaten aufgenommen haben.

Es vergingen einige Wochen. Wir glaubten fast, daß sie vergessen worden seien. Sie haben mit uns am Tisch gegessen, und wir bekamen von ihnen jede Menge Schokolade. Sie hatten viele Kartons davon auf dem Wagen, der immer noch nicht abgeholt war. So wurden aus den Feinden gute Freunde, die uns schützten vor Plünderung und Schlimmerem.

Hühner und Hasen sowie das übrige Vieh – alles war noch da, während in vielen Stallungen das Vieh gestohlen und abtransportiert wurde. Nichts war vor den Marokkanern sicher. Sie hatten alle Hunger. Die Franzosen hatten halt auch nichts zu fressen, und so wurde jedes Haus, vom Keller bis zur Scheune, durchsucht. So fanden sie unter anderem auch ein großes Schuhlager eines Fabrikanten aus Pirmasens, das nun von den feindlichen Soldaten ausgeräumt wurde. Auch unsere beiden Soldaten holten sich jede Menge Schuhe in allen Größen und Farben. Aber nicht nur für sich, auch wir wurden mit Schuhen eingedeckt. Für den Fabrikanten war es sicher ein großer Verlust. Hätte er die Schuhe an Leute abgegeben, die in Not waren... Schicksal.

In der Nachbarschaft war es auch bekannt, daß Schuhe da waren. Denn schon zuvor war auf einem Nachbarhof die Familie des Fabrikanten evakuiert. Ein Sohn war genauso alt wie unser Seppl. Sie freundeten sich an. Der Seppl hatte nur ein Paar Schuhe wie sonst die meisten Leute auch. Eines Tages hat es sehr geregnet, so daß er tropfnaß nach Hause kam. Um seine Schuhe möglichst schnell zu trocknen, stellte er sie in den warmen Backofen im Herd, ohne daß es jemand bemerkt hatte. Im Herd brannte das Feuer, und erst als der Ledergeruch uns in die Nase stieg, ist dem Seppl die Dummheit, die er gemacht hat, eingefallen. Die Schuhe waren ratziputz verbrannt.

Er ging deshalb zu seinem Freund und bat ihn, daß sein Vater ihm ein paar Schuhe verkaufen solle, egal was sie kosteten, er könne auch mit Kirschwasser, Speck, Butter und Eier bezahlen. Er brauche doch dringend ein paar Schuhe. Aber nein! Der Seppl bekam keine Schuhe. Vielmehr bekam er schnippisch zur Antwort: "Wir haben keine Schuhe mehr." Dahatte es sich herausgestellt, daß Lügen kurze Beine haben. Das war also nun die Strafe für den Geiz. Wir hatten so viele Schuhe, daß wir manch einem armen Teufel auch aus der Not geholfen haben. Und es war wieder gut, daß wir die beiden frierenden Soldaten aufgenommen hatten.

Einige Wochen waren ins Land gegangen, als überraschend in der Nacht unsere feindlichen Soldaten mit ihren Lastwagen abgeschleppt wurden. Somit waren unsere Beschützer fort, auf die wir uns verlassen konnten. Mittlerweile war von der Besatzungsmacht das Stehlen und Plündern verboten worden. Und Frauen vergewaltigen durften sie auch nicht mehr. Trotzdem wurde unsere Nachbarin zum zweiten Mal furchtbar zugerichtet. Sie ging dann wohl zum Arzt - aber verklag den Teufel bei seiner Großmutter! Sie hat das alles nie überwunden und ist, bevor die Kinder groß waren, noch jung an Jahren gestorben. Ich meine, daß auch sie ein Opfer des furchtbaren Krieges war. Es gab aber inzwischen überall schon

Weiber, die sich, ohne Vergewaltigung, freiwillig hergaben. Auch das Mädchen, das sich schon am ersten Tag in die Wiesen legen ließ (...). Und der Erfolg stellte sich auch da und dort ein. (...).

Von unserm Vater kam endlich mal ein kleines Lebenszeichen. Über viele Ecken, sozusagen von Mund zu Mund, wurde uns mitgeteilt, daß er schon am ersten Tag seiner Wanderung, am 18. April, beim Wolfsbrunnen, in französische Gefangenschaft gekommen ist. So war uns endlich die große Ungewißheit genommen. Denn seit er weggegangen war, blieben viele Fragen unbeantwortet. Wie weit ist er gekommen? Kam er bis Freiburg, oder hat er vorher aufgegeben? Ist er in Gefangenschaft geraten oder hat er sich doch noch irgendwo verstecken können? Oder ist er in letzter Minute noch irgendwo umgekommen? Post gab es ja auch keine. Nun aber wußten wir, daß er nach etwa zwei Stunden Fußmarsch von den Feinden abgeführt worden war. Wir wußten aber auch, daß viele Gefangenen geschlagen und mißhandelt wurden.

Wir beteten jeden Tag für ihn, denn unsere Mutter sagte immer wieder: "Wenn Vater geschlagen wird, schlägt er zurück und dann kommt er nicht mehr heim." Wir mußten uns wohl oder übel mit dem Schicksal zufrieden geben und die Hoffnung nicht verlieren. Der Krieg war vorbei; die Hungersnot nahm immer mehr zu, denn auch die Sieger brauchten Lebensmittel. Die Zwangswirtschaft wurde immer schlimmer. Was auf dem Hof wuchs, mußte abgeliefert werden. Es wurde zwar bezahlt, aber ob man selbst noch etwas zu essen hatte, danach fragte keiner. Wir hatten sechs Wochen lang kein Stückchen Brot. Das Getreide, das wir in der Mühle mahlen ließen, war weg, und wir hatten kein Mehl mehr, um Brot zu backen. Das hatte es in unserm Haus noch nie gegeben. Dreimal am Tag aßen wir Kartoffeln mit Milch, Kartoffeln mit Bibiliskäs oder Kartoffel mit Salat, der wieder reichlich gewachsen war. Das Öl war auch knapp, aber die Kartoffeln mit ein bißchen heißem Speck angemacht, schmeckten ganz gut, und außerdem war es nicht ungesund.

Die ersten Heimkehrer, aus englischer oder amerikanischer Kriegsgefangenschaft, kamen, weil sie Glück hatten, heim. Wer aber Pech hatte, wurde an der Grenze von der amerikanischen zur französischen Zone, nochmals gefangen genommen und nach Frankreich verschleppt. Viele haben sich mit landwirtschaftlichen Geräten getarnt, um so unauffällig wie möglich die Heimat zu erreichen. Und wer über die Schwarzwaldberge wollte, hat im Gebirge die Hacke oder den Rechen gegen eine Axt oder eine alte Säge ausgetauscht, um im Wald ja keinen Verdacht zu erregen. So haben's die Franzosen mit den hilflosen Landsern getrieben. Und zum Teil haben sie sie dann verhungern lassen. Verhungert wären sie zu Hause jedenfalls nicht. War das wirklich alles nur Schicksal?

In kurzen Abständen sind die Brüder meiner Mutter zurückgekehrt. Die beiden jüngsten Brüder waren den "Heldentod" gestorben. In Achern wurde ein Sammellager errichtet. Die gefangenen Russen und Polen hat man für den Heimtransport zusammengestellt. Bis das soweit war, davon könnten die einzelnen Bewohner der stehenden Bauernhöfe ein Liedchen singen. Die Gefangenen, die jetzt ihre Freiheit genießen wollten, hatten ja auch nichts zu essen. Und obwohl, ab neunzehn Uhr, niemand mehr auf die

Straße durfte, waren die unterwegs, überfielen die abgelegenen Bauernhöfe, fesselten die Bewohner, und schlachteten die Schweine, vielerorts sogar das Großvieh, verluden es auf alte Militärfahrzeuge und fuhren damit auf und davon.

Nun haben sich die Bauern auf die Lauer gelegt, um sich vor solch nächtlichen Überfällen zu schützen. Mit allem möglichen Lärm wurden sie einige Male in die Flucht geschlagen. An jeder Außentür hing ein Zinkeimer. Wenn von außen einer die Klinke berührte, fiel der Eimer mit lautem Klirren auf den Boden. Dabei ist jeder aufgewacht. Und die Kochtopfdeckel nahmen wir mit ins Bett. Die schlugen wir bei Gefahr gegeneinander. Das schallte durch die Nacht, daß unsere Bewacher wußten, wo die Einbrecher zu suchen waren. Meistens haben die Diebe dann die Flucht ergriffen.

Einmal wurden sie überrascht und von den Bauern zusammengeschlagen. Einer wurde mit der Mistgabel schwer verletzt. Wer noch laufen konnte, suchte das Weite. Kurz danach war die Sache bei der französischen Gendarmerie gemeldet, und der am weitest abgelegene Elternhof meiner Mutter war Schauplatz des Geschehens. Die zwei Brüder meiner Mutter, die erst ein paar Tage zuvor aus amerikanischer Gefangenschaft zurückgekommen waren, wurden mit Handschellen abgeführt. Der achtjährige Bub meines Onkels kam ganz verängstigt zu uns und erzählte, was geschehen war und wir sollen so schnell wie möglich unser Vieh, das wir bei ihnen in Sicherheit wähnten, abholen, da bei uns an der Straße die Gefahr geringer sei, als in den versteckt liegenden Bauernhöfen. Die abgelegenen Bauerngehöfte wurden nämlich alle überfallen und ausgeplündert.

Auf den 14. Juli, den französischen Nationalfeiertag, mußten wir unsern Schafbock opfern. Ihn hatten wir als kleines Schäfchen von einem Schäfer gekauft, damals, als Vater den Ärger beim Pulloverkaufen hatte. So sollten wir nicht mehr abhängig sein, sondern uns selbst Pullover von der Schafwolle stricken können. Durch die staatliche Viehzählung wußte man auf dem Rathaus ganz genau, wer einen Schafbock hatte. Die Rinder und die Schweine, die bei uns das ganze Jahr im Stall waren, hat man nach Möglichkeit nicht alle angegeben. Da hielt man das eine oder das andere Tier schwarz. Das wußte eigentlich niemand, wieviel Vieh jeder einzelne Bauer hat. Und außerdem wollte man das auch gar nicht so genau wissen, denn was man nicht weiß, das macht auch nicht heiß!

Die Schafe aber waren draußen auf der Weide. Da traute man sich nicht, die nicht anzugeben. Die Besatzungsmacht, die im Dorf, (im ehemaligen Luxushotel "Sternen" und anschließend SS-Erholungsheim) ihre Kommandantur hatte, suchte zu ihrem Feiertag Schafböcke zum Schlachten. An weiblichen Tieren hatten sie kein Interesse. Somit war unser Bock reif. Und gehässige Mitbewohner gab es auch schon wieder. Da hieß es, wenn etwas gebraucht wurde: "Dort wohnen die Nazis, holt es bei denen!"

Sie kamen und holten unsern Bock ab. Wir Kinder, sieben an der Zahl, standen da, mit Tränen in den Augen. Und unsere Mutter sagte zu den Soldaten, daß wir nun keine Wolle hätten und im Winter wieder nichts zum Anziehen. Ein Elsässer, der dabei war und meine Mutter gut verstanden hatte, gab zur Antwort, daß dies kein Problem wäre, er würde uns Wolle bringen. Sie bezahlten für den Schafbock sechzig Mark, luden ihn auf einen Lastwagen und fuhren mit ihm davon.

Einen Tag später, wir trauten unsern Augen nicht, fuhr ein Franzosenauto in unseren Hof. Wir hatten wiederum Angst. Was wollten sie jetzt schon wieder? Wir staunten nicht schlecht, als wir merkten, daß sie ihr Wort gehalten hatten und uns schöne, frisch abgezogene Schaffelle brachten. Die scherten wir dann. Die Wolle wurde von der Haut geschnitten, gewaschen und getrocknet. In Oberachem wurde die Wolle dann weiterverarbeitet, um sie zu verspinnen. In der Watterfabrik konnte man auch alte Kleider und Lumpen, mit denen sonst nichts mehr anzufangen war, zu Wolle verarbeiten lassen. Hatte man gute Lumpen, bekam man auch gute Wolle; waren die Lumpen aber schlecht, mußte man auch mit schlechter Wolle rechnen.

Das merkte dann unsere Mutter am Spinnrad. Gute Wolle war langfasrig und gut zu spinnen. Schlechte Wolle war kurzfasrig und dementsprechend riß der gesponnene Faden öfters ab. Aber wir waren auch darum froh, und wir hatten soviel Wolle, daß es für alle einen Pullover oder eine Weste gab. Meine Schwester und ich haben um die Wette gestrickt. Unsere taubstumme Tante strickte die Socken für die Buben. Natürlich nur im Winter, dafür war im Sommer keine Zeit. Die Tante ist - seitdem der Großvater tot ist - viel bedächtiger und ruhiger geworden. Daß uns der Vater fehlte, das merkte sie auch. Sie stand oft in seiner Kammer und hat geweint, was wir früher bei ihr nicht erlebt hatten, daß sie um etwas weinte. Der Sommer verlangte uns viel ab, denn wir mußten den Hof bewirtschaften, um zu überleben. Großvater gab uns kein Kommando mehr. Sowieso war er vorher schon immer davon überzeugt, daß wenn er mal nicht mehr lebte, dann alles kaputt ginge.

Und der Vater in Gefangenschaft, wenn er überhaupt noch lebt? Das Jahr 1945 war ein fruchtbares Jahr. Die Bäume hingen voll mit Obst. Die Kartoffeln, die mein Vater noch geholfen hat einzupflanzen, standen prächtig im Kraut. Nur ganz vereinzelt sah man Kartoffelkäfer, die aber fast keinen Schaden angerichtet haben. Wir pflanzten auch Mais an. Von dem Maismehl wurde Brot gebacken, das nicht besonders gut schmeckte, aber immerhin war es besser als nichts. Das Laub der Maiskolben verwendeten wir für Strohschuhe, weil das Roggenstroh, daß mit der Maschine gedroschen wurde, nicht mehr gut war zum Einflechten. Es war fast wie ein Wunder. Als ob die Natur verstanden hat, daß die Menschen, die von dem großen Gemetzel übrig geblieben sind, Nahrung brauchen, um überhaupt noch mit dem Leben davon zu kommen.

Das erste waren die Erdbeeren, die so reichlich wuchsen, daß nach dem Abliefern, auch noch welche für uns übrig waren. An einem Morgen, als wir die Erdbeeren pflücken wollten, waren sie schon gepflückt.

Viele Erdbeeren waren zertreten. Das tat weh, es war zum Heulen. Die Fußspuren konnten wir verfolgen, durch das hohe, taunasse Gras, bis zu einem Haus, indem die Marokkaner und Franzosen ein- und ausgingen. Da fehlte uns dann der Mut, Anzeige zu erstatten, zumal man uns gehässigerweise auch schon Hitlerbuben nannte, nur weil unser Vater in der Partei war.

Alle hatten vergessen, daß er vielen geholfen hat und keinem was zuleide tat. Über den Gemeindeboden bekamen wir mitgeteilt, daß wir Vaters Motorrad beim Rathaus abliefern müssen. Das fiel uns sehr schwer. Wir hatten es doch, damit es keiner stehlen konnte, unter einem großen Reisighaufen versteckt. Allein es da rauszuholen, war keine leichte Arbeit. Wir überlegten hin und her, aber was sollten wir bloß machen? Wir ließen es auf einen Versuch ankommen. Ich ging zu dem inzwischen kommissarisch eingesetzten Bürgermeister und trug ihm vor, daß wir kein Motorrad hätten und es deshalb gar nicht abliefern könnten. Ich sagte, daß wir keine Ahnung hätten, wo unser Vater, der vermutlich in französischer Gefangenschaft ist, das Motorrad versteckt hat. Da ich sehr nervös war und scheinbar bei dieser Lüge rot geworden bin, fing er an zu schimpfen und nannte mich Hitlermädel. Er sagte: „Bringt das Motorrad, es gibt für euch keine Sondergesetze, wenn nicht, sperren wir euch ein.“

Mit den Fäusten in der Tasche, einer Wut im Bauch und mit Tränen der Verzweiflung ging ich heim, enttäuscht über das Gehabe eines Bürgermeisters, der doch mitsamt seinen Befreiern vom Naziregime alles nicht viel besser machte als sein Vorgänger. Die wollten uns das alte Motorrad, das mein Vater sich rechtmäßig erworben hat, einfach beschlagnahmen. Wenn wir es wirklich nicht gehabt hätten, ob sie dann unsere Mutter eingesperrt hätten oder mich als sechzehn Jahre altes Mädchen oder meinen fünfzehnjährigen Bruder?

Sie sollen doch meinen Vater nach Hause lassen, damit er ihnen selbst das Motorrad unter dem Reisighaufen herausholt. Gerade die, die sich vor dem Krieg gedrückt haben, weil sie vielleicht die großen Herren schmieren konnten, verfügten, zusammen mit der Besatzungsmacht, schon wieder über das arbeitende Volk. Ich sehe den Bürgermeister heute noch mit seiner dicken Zigarre im Sessel sitzen. Was konnte ich dafür - ich war gerade vier Jahre alt - als das Zentrum, wie sich die Partei damals nannte, versagte. Denn, wenn die etwas getaugt hätten, wäre uns Hitler vielleicht erspart geblieben. Aber nun sitzen diese Schleimscheißer, die heute wissen, was die Nazis alle falsch gemacht haben und die am liebsten alle zu Kriegsverbrechern abstempeln würden, wieder oben.

Aus lauter Angst gruben wir das Motorrad aus dem Reisighaufen. Aber denen Vaters Eigentum bringen, einfach so ohne weiteres, nein! Er hatte das Geld dafür redlich verdient. Nun will man es ihm wegnehmen, und für wen? Sie fuhren mit beschlagnahmten Motorrädern rum, ohne mit der Wimper zu zucken, diese frommen Heuchler und Pharisäer. Es waren nicht die Besatzer, nein, es waren ihre einheimischen Helfershelfer. Und daß irgendeiner mit Vaters Motorrad rumfährt, das gönnten wir nun wirklich keinem.

Wir schraubten die Räder weg. Wenn wir eines Tages einen Zweiradkarren davon machen könnten, mit dem auf unserm Steilhang besser umzugehen wäre als mit so einem schweren eisenbeschlagenen Holzräder-Karren, dann wäre das schon besser. Das Motorrad luden wir, ohne Räder, auf den Goliath, einen leichten Fahrradanhänger, den wir täglich zum Milch abliefern brauchten.

Da war was los, als mein Bruder, der Sepp und ich mit dem Motorrad ohne Räder ankamen. Wenn wir nicht so jung und dumm ausgesehen hätten, wir wären eingesperrt worden. Man schrie uns an. Man sprach von Sabotage und davon, daß zu sowas nur die Nazis fähig sind. Sie beschlagnahmten den "Goliath". Sie sagten, wenn wir auch die Räder noch bringen vom Motorrad, bekämen wir den Goliath wieder. Was wollten wir auch machen? Unser Versuch, etwas zu retten, war jedenfalls gescheitert. Wir hatten keine Wahl. Auf den Goliath konnten wir nicht verzichten. Wir lieferten also die Räder ab. Wieder waren wir um eine bittere Erfahrung reicher. Aber... was dich nicht umbringt, macht dich hart!

Das Elsaß-Fräulein wurde eines Tages tatsächlich verhaftet. Es gab schon wieder so viele Schmarotzer, die glaubten, daß sie was Gutes tun, wenn sie andere ins Gefängnis bringen. Sie hat niemandem was Böses getan; aber für ihre deutsch-freundliche Gesinnung mußte sie ein Jahr lang hinter Gitter, für das Hakenkreuz schwer büßen. Sie beauftragte mich, während ihrer Abwesenheit ihre Sachen zu verwalten. Auch ihren Brieffreundinnen sollte ich schreiben. In ihre Heimat kehrte sie nie mehr zurück, denn sie haßte die Franzosen nach der Inhaftierung noch mehr als vorher.

Unsere Nachbarin, deren kleines Bauernhaus auf der anderen Straßenseite lag, war Vaters Tante. Kein Tag verging, an dem sie nicht zu uns runter kam. Wir halfen uns gegenseitig. Ist uns etwas entgangen, liehen wir es bei der Tante Berta. Und ging ihr das Brot aus, hat sie bei uns einen Laib ausgeliehen. Sie sagte dann: "Ihr habt immer besseres Brot als ich." Sie meinte, es liege am Backofen. Es hatte auch immer einen etwas säuerlichen Geruch, warum wußten wir auch nicht zu sagen. Wir aßen den zurückgebrachten Brotlaib nicht besonders gern; aber weggeworfen wurde er deshalb nicht. "Unser täglich Brot gib uns heute", das betete der kleine Adolf schon.

Ja, die Tante Berta. Sie hatte ihre Stalltüren, die direkt an die Straße grenzten, fest verriegelt. Und trotzdem haben Einbrecher das einzige Schwein, das sie hatte, gestohlen. Die sonst so resolute Frau wurde immer ängstlicher. Sogar wenn ein Gewitter aufzog, hat sie ihre Türen abgeriegelt und kam herunter zu uns. Sie ging nicht eher aus dem Haus, bis das Gewitter vorbei war.

Ganz vereinzelt kamen die ersten Kriegsgefangenen aus Rußland zurück. Sie waren krank und halb verhungert, und jeder brachte Todesnachrichten von Kameraden. Und so kam auch die Todesnachricht vom jüngsten Sohn unserer Großtante. Er ist in einem russischen Lager regelrecht verhungert. Er habe sich nach dem Saukessel gesehnt, den seine Mutter jeden Tag auf dem Herd für die Schweine gekocht hat.

Hätte man die armen Hunde bei Kriegsende nach Hause gelassen, wären sie nicht an Hunger gestorben. Das war, meiner Meinung nach, das größte Kriegsverbrechen, daß man die, die den ganzen Krieg mitgemacht haben, nach Kriegsende fern der Heimat verhungern ließ. Da krähte kein Hahn danach. Es wäre ihnen manchmal viel erspart geblieben, wären sie gleich am Anfang gefallen - aber nein, verhungern mußten sie.

Die Seelenämter in der Kirche waren noch nicht vorbei, als die Nachricht kam, daß der zweite Sohn in Rußland gestorben ist. Unsere Tante konnte das alles nicht mehr fassen, gerade jetzt, wo sie meinte, daß ihre Söhne endlich nach Hause kommen müßten. Sie hat sich vor Leid und Kummer ins Bett gelegt und ist gestorben, noch bevor im Herbst die Blätter fielen. Die Nachricht vom Tode ihres dritten und letzten Sohnes hat man ihr an Sterbebett nicht mehr mitgeteilt. Der dadurch sehr gealterte Vater überschrieb einige Zeit später auf dem Sterbebett seinem minderjährigen Enkelsohn sein kleines Anwesen. Der Enkel hatte vorher schon seine Mutter im Wochenbett verloren. Zum Glück kümmerte sich eine Tante um ihn und das Anwesen. Die mit Obst gefüllten Fässer hat mein Vater im Urlaub noch leer gebrannt. Es war unsere eiserne Reserve. Für Schnaps konnte man im Schwarzwald alles bekommen. Man durfte sich nur nicht erwischen lassen.

Die Kontrollen waren auch nicht anders als bei der Gestapo. Bettler und Hamsterer kamen aus der Stadt und die Zigeuner waren auch schon wieder da. (...) Und alle bettelten. Es war das Beste, wenn man jedem etwas gegeben hat. Dann gingen sie wieder, und man brauchte nicht soviel Angst haben, daß man überfallen wird. Die Obsternte war wieder reichlich ausgefallen, und jeden Tag kamen Leute, die etwas davon haben wollten. Die Kirschenpflückerei war sehr beschwerlich. Die sehr hohen Bäume, das steile Gelände und die langen schweren Leitern, die gestellt werden mußten, das hat Kraft gekostet. Dazu hätte man starke Männer gebraucht. Wir waren fast noch Kinder. Und täglich gab es unzählige Ermahnungen: Gebt acht - paßt auf, daß nichts passiert und daß keines runter fällt; aber was dich nicht umbringt, macht dich stark!

Die Lieder, die vor dem Krieg auf den Kirschbäumen gesungen wurden, waren verstummt. Keinem war es danach zu singen. Aber auch die traurigen Tage vergingen, einer nach dem anderen. Der Wind wehte wieder über die Haferstoppeln, und die Hühner hörten auf zu legen. Das hieß, ganz besonders sparsam mit den Eiern umzugehen. Man hatte ein bißchen für Vorrat gesorgt und die Eier in Kalk eingelegt; aber wie frische Eier waren sie halt nicht. So hatte man zwischen Maria-Himmelfahrt und Maria-Geburt die Eier, die jetzt noch gelegt wurden, besonders gut aufgehoben, denn die konnte man bis Weihnachten ohne weiteres einlegen. Diese Eier nannte man "Fraueneier". Wir packten sie einzeln in Zeitungspapier, in eine neue Lederasche, die uns vorher jemand gebracht hatte, um etwas zu essen dafür zu bekommen. Die Tasche stand gerichtet, um sie in den Keller zu tragen.

In diesem Moment fängt Bello heftig zu bellen an. Ich versteckte die Tasche mit den Fraueneiern im Backofen. Vor der Tür standen drei französische Soldaten. Sie sollten irgendwo den Sonntagsbraten, ein paar Hühner, abholen. Sie wollten die Hühner auch bezahlen, aber so leicht ließen sich frei herumlaufende Hühner nicht einfangen. Im Hühnerstall waren am hellen Tag keine Hühner. Vor dem Schweinestall war die Jauchgrube am Überlaufen. Die Bretter, die darüber lagen, schaukelten, wenn man drauf trat. Und als die Franzosen drüber wollten, bekamen sie es mit der Angst zu tun. Mittlerweile hatten wir die Hühner in den 30 Meter entfernten Borbelacker gejagt, wo sie sich immer aufhielten, wenn Gefahr drohte. Wenn der Hühnerhabicht über unserm Hof die Runden drehte, versteckten sie sich freiwillig in den fast zwei Meter hohen Stauden.

Die Franzosen mußten ohne Suppenhülmer abziehen. Wir hatten die Hühner gerettet. Unsere Fraueneier aber, in der neuen Ledertasche, hatten wir in der Aufregung ganz vergessen. Um das Abendessen zu kochen, zündeten wir ein Feuer im Herd an. Doch bis die Kartoffelsuppe fertig war, kam ein Geruch nach verbranntem Leder, wie beim Seppl seinen Schuhen damals, aus dem Backofen. Zu unserem Schrecken stellten wir fest, daß auch die Tasche verkohlt war, und die Eier hart gekocht. Am nächsten Tag gab es dann ausnahmsweise keine Kartoffelsuppe; dafür aber hartgekochte Eier, die eigentlich bis Weihnachten halten sollten. Das waren Verluste, die in so armen Zeiten sehr wehtaten; aber... was dich nicht umbringt, macht dich hart!

Auf einem Bauernhof hatten die Franzosen einen ganzen Hühnerstall ausgeräumt und die lebenden Hühner in Säcke verpackt. Damit machten sie sich auf den Weg, den sie ihr ganzes Leben wohl nicht vergessen werden. Sie sind sicher nie mehr Hühner stehlen gegangen. Denn der Groß-Lorenzebauer ist ihnen auf der Straße begegnet. Mit seinen geheimnisvollen Kräften ließ er die Soldaten am Straßenrand stramm stehen. Sie ließen die Säcke mit den Hühnern fallen. Die Hühner schlüpfen heraus und flatterten nach Hause. Die Hühnerdiebe konnten sich nicht von der Stelle bewegen und konnten, trotz des gewaltigen Harndranges, nicht pinkeln gehen. Erst am anderen Morgen hat er sie aus ihrer bedrückenden Lag befreit. Als sie den Groß-Lorenzebauer einmal einsperrten, ließen sie ihn recht bald wieder laufen, denn jeder Bewacher hatte eine volle Blase, doch keiner konnte sie entleeren. Das hat sich herum gesprochen, und sie versuchten nicht mehr, in seine Nähe zu kommen.

Ein Herbst wie im Bilderbuch! Schönes, warmes Wetter war zum Kartoffelrausmachen, es konnte nicht besser sein. Und die Erdäpfel rollten aus dem Boden, daß es Spaß machte, und Helfer gab es auch genug. Pro Hektar mußte soundsoviel abgeliefert werden, und wir hatten noch soviel übrig, daß wir nicht genug Platz im Kellre hatten. An einem versteckten Platz, auf dem Acker, gruben wir einig Zentner in Erdmieten ein, in der Hoffnung, daß es niemand sieht und die Kartoffeln nicht gestohlen werden. Aber es hatte sich bereits herumgesprochen, daß wir so eine gute Ernte hatten. Verwandte, die wir noch nie gesehen hatten, waren plötzlich da, um Kartoffeln zu holen. Inwieweit sie mit uns verwandt waren, im wievielten Grad, war nicht festzustellen. Die Hauptsache war, sie bekamen Kartoffeln. Sie waren insofern

mit uns verwandt, als ihre Großmutter schon vor dem ersten Weltkrieg die Milch bei uns geholt hat oder weil ihr Ofenrohr mal durch unsere Stube ging. Unsere Mutter ließ ja niemanden leer ausgehen. Sie sah es als gute Tat für die Hungernden und meinte, der Herrgott wird es auf eine andere Art schon wieder gut machen.

Der Winter 45/46 konnte kommen. Wir hatten durch die überreiche Ernte keine Not. Wir hatten aber auch dafür fest geschuftet. Sogar Geld war im Haus, aber dafür gab es fast nichts zu kaufen. Das größte Problem war in vielen Familien die Sorge um die Ungewißheit der noch nicht vom Krieg heimgekehrten Soldaten. E: sprach sich herum, daß im Nachbardorf, hoch oben auf dem Berg ein Hellseher wohnte, der, wenn man von den vermißten Soldaten ein Bild mitbrachte, sagen konnte, ob der Betreffende noch lebt. Wen sollte es nicht interessieren, ob die Soldaten irgendwo in Feindesland gefallen sind oder ob sie in Gefangenschaft geraten waren.

In fast jedem Haus fehlten noch welche. Und so war es auch nicht verwunderlich, daß selbst solche, die an Hellseherei nicht glaubten, doch neugierig waren, ob ihre Vermißten noch am Leben sind. Wir waren fünf junge Mädchen, jede von einem anderen Hof. Und so marschierten wir an einem herrlichen Herbsttag über die sonnige Schwarzwaldhöhe der Mutter zu, dem Ortsteil von Furschenbach, wo der Hellseher wohnte. Über dem Tal lag gespensterhaft Nebel. Von den Dörfern sah man nur hin und wieder die Kirchturmspitzen aus dem Nebelmeer herausragen. Wir waren gespannt und voller Erwartung. Alle hofften auf ein gutes Ergebnis.

Nach mehr als zwei Stunden Fußmarsch hatten wir den Bauernhof erreicht, wo der Hellseher wohnte. Wir waren aber nicht die einzigen und auch nicht die Ersten. Ganze Scharen von Frauen und Mädchen standen auf dem Hof herum, die weiß Gott wo her kamen, um über das Schicksal ihrer Männer, Brüder, Väter oder Söhne etwas zu erfahren. An einem kleinen Tisch, der im Laubschopf stand, legte eine nach der anderen ihre mitgebrachten Bilder hin. Der Hellseher stellte kaum Fragen. Dennoch konnte er sagen, ob der Vermißte an der Ost- oder Westfront zu suchen ist. Bis wir an der Reihe waren, vergingen einige Stunden, die aber sehr kurzweilig waren. Es war faszinierend, wie das kleine, unscheinbare Männle noch den Durchblick behielt und das Schicksal so vieler Männer erkannte.

Aber warum tat er das? So ein Andrang jeden Tag auf dem Hof, und dafür bekam er dann nur wertlose Geldscheine, die ihm die Frauen unaufgefordert hinlegten. Er konnte damit ja so gut wie nichts anfangen. Vor lauter Aufregung, denn jetzt war ich endlich an der Reihe, fing ich an zu schwitzen. Zu dem Bild meines Vaters sagte er, daß mein Vater schwerkrank in einem Lazarett liegen würde, in einer großen Stadt, die gar nicht weit weg wäre, daß er aber die Krankheit überstehen wird. Heimkomme er aber erst in zwei bis drei Jahren. Das erschien mir ewig lange. Einesteils war ich zufrieden, daß er sagte, daß er noch lebte, aber andernteils war ich sehr enttäuscht - zwei bis drei Jahre...

Von meinem Onkel, der in Stalingrad vermißt war, sagte er auch, daß er noch lebe, was aber nicht stimmte. Daß ich über seine Hellseherei ein bißchen enttäuscht war, muß er auch gesehen haben, denn er fing unaufgefordert an, mir meine Zukunft voraus zu sagen. Er prophezeite, daß ich bald einen schwarzhhaarigen Mann heiraten und außerdem vier Kinder bekommen werde. Auch den anderen Mädchen hat er solche Sachen erzählt, über die wir uns auf dem Heimweg trotz der traurigen Zeit köstlich amüsiert haben. Denn kaum sechzehn Jahre alt, dachten wir in den schlechten Zeiten nicht ans Heiraten. Unsere Kindheit war Armut. Die Jugend lag noch vor uns, so ungewiß wie eh und je, und wir sehnten uns nach nichts anderem als nach Ruhe und vor allem endlich mal Frieden.

Der drittjüngste noch lebende Bruder meiner Mutter, der bei dem Raubüberfall am Hagenberg verhaftet wurde, war inzwischen wieder daheim. Er war Metzger von Beruf. Von dem Jungvieh, das wir wegen der Schlägerei am Hagenberg heimholen mußten, haben wir eins mit Kartoffeln gemästet. Und als dann im Winter der Schwarzwald tief verschneit war, schlachteten wir nicht nur ein fettes Schwein, sondern auch das gut gefutterte Rind. Viele Bauern schlachteten schwarz. Damit aber niemand das Schwein schreien hörte, fütterten sie vorher die Tiere mit schnapsgetränktem Brot. Das machte die Schweine müde, und so hat man sie im Halbschlaf dann, geräuschlos, mit der Axt totgeschlagen. Auch nicht jeder Nachbar durfte es hören, denn der Futterneid war grenzenlos. Unsere Nachbarn wohnten alle weiter weg, bis auf den Witwer von Vaters Tante. Aber der bekam sowieso ein Stück ab. Von seinem Stubenfenster aus, sah er jeden Tag, wie viele Tiere zur Tränke gingen. Er war nach dem Tod seiner Frau alt und gebrechlich geworden. Aber er sah mit guten Gefühlen zu und war froh, daß wir uns zu helfen wußten, da unser Vater nicht für uns sorgen konnte.

Das Rind hatte, durch die vielen Kartoffeln, einen Zentner pures Fett angesetzt. Auf der Fleischbrühe schwammen Fettaugen, das war vielleicht eine Pracht... Jeder langte zu, keiner drückte sich davor. Es hat niemanden gegeben, dem die Suppe zu fett war. Im Gegenteil! Da wurde alles verwertet und verarbeitet. Wir machten auch viel Dauerwurst. Angst um unseren Wohlstand hatten wir natürlich auch. Und manchmal, wenn wir gerade beim Essen waren und es kam jemand, ließen wir das Fleisch oder die Wurst, schnell in die Schublade verschwinden, damit ja kein Verdacht geschöpft werden konnte. Der Neid war groß und der Hunger tat auch weh!

Unser Seppl machte seinem Namen auch mal wieder alle Ehre. Er war dabei, als der älteste Bruder meiner Mutter, der nur kurzfristig beim Volkssturm war, an einem Winterabend mit den jungen Burschen der Nachbarschaft Kienspäne hobelte. Dabei tranken alle ziemlich über den Durst. Und da die Mieterin, durch ihren undurchsichtigen Umgang mit den Franzosen, nicht so sehr beliebt war, kamen sie auf die Idee, diese herunter zu holen, denn "die müßte auch gehobelt werden." In ihrem angesoffenem Zustand, klopfen sie und stürmten auch in ihre Wohnung. Sie faßten sie an, um sie mitzuzerren. Sie wollte nicht; und sie ließen von ihr ab.

Am anderen Morgen erstattete die Frau Anzeige. Da sie aber unsere beiden Buben nicht voneinander unterscheiden konnte, zeigte sie anstatt dem Seppel den Fritz an. Und was geschah? Gegen Mittag fuhr ein französischer Gendarmeriewagen in unsern Hof. Sie stürmten bewaffnet in unser Haus. Sie legten dem Fritz Handschellen an und führten ihn ab. Er war gerade fünfzehn Jahre alt. Wir alle wußten von dem nächtlichen Spektakel ja nichts. Gleichzeitig nahmen sie auch unsern Onkel, den Hausbesitzer, und einen Nachbarjungen, der in der Nacht die Dummheit mitgemacht hatte, fest. Dann brachten sie die drei nach Bühl ins Gefängnis. Der Fritz, als Minderjähriger, kam in Einzelhaft. Die anderen beiden sperrten sie zusammen in eine Zelle.

Vereinzelt fuhren die ersten Züge. So fuhr ich mit meiner Tante nach Bühl, um im Gefängnis mal vorsichtig nachzufragen, was überhaupt los sei. Wir waren uns nicht sicher, ob sie uns nicht auch noch einsperren. Mit zitternden Knien standen wir endlich vor dem Gefängnistor. Wir standen lange so da, bis ein Beamter uns einen Zettel brachte. Darauf stand, was die Häftlinge brauchten: einige Lebensmittel und frische Wäsche. Das war erlaubt. Da aber alles scharf kontrolliert wurde, trauten wir uns nicht, etwas von der Dauerwurst oder dem schwarz geschlachteten Fleisch ins Gefängnis zu bringen.

Einmal in der Woche bekamen sie von uns ein Päckchen. Wir hatten keine Ahnung, wie es ihnen geht - kein Lebenszeichen! Sie durften ja auch nicht schreiben. Außer der schmutzigen Wäsche sahen wir nichts von ihnen. Dörrobst aber durften wir mitbringen. Das haben wir in unserem Brotbackofen selbst gedörrt. Dahinein hatten sich ein paar Holzkohlen verirrt, mit denen uns Fritz sein Heimweh auf dem zerknitterten Packpapier von der Seele schrieb. Er ist ja für den Seppel im Gefängnis gesessen und hat den Seppel nicht verraten.

Auf die Frau aber waren noch mehr Leute nicht gut zu sprechen. Wir hatten sie ja auch im Verdacht wegen der gestohlenen Erdbeeren. Aber was konnten wir überhaupt unternehmen, um die drei wieder aus dem Gefängnis heraus zu bekommen? Mein Onkel hatte schließlich fünf Kinder zu ernähren. Nach vielen Überlegungen und Beratungen mit der Verwandtschaft und der Nachbarschaft und nach vielen schlaflosen Nächten wurde ich, um einen Rat zu holen, aufs Rathaus geschickt. Ich glaubte, das Rathaus heißt Rathaus, um einen Rat zu bekommen. Wieder einmal wurde ich angegrinst, grad so wie: Aha, hat's die Hitlerbuble mal wieder erwischt? Ja, da müßt ihr halt zu eine Rechtsanwalt gehen. Da kann ich euch auch nicht helfen! Aber was dich nicht umbringt, macht dich hart!

Es war eine schwere Zeit für uns zu Hause, aber erst für die im Gefängnis.. Doch schon nach fünf Wochen war die Verhandlung. Unser Fritz wurde von der Anklage frei gesprochen und durfte nach der Verhandlung gleich mit mir nach Hause. Die beiden anderen aber bekamen einen Denkkettel verpaßt, daß ihnen Hören und Sehen verging. Sie wurden wegen Körperverletzung und Verleumdung zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Das Weibsbild gab an, daß sie als "Franzosenhure" verschimpft worden sei. Von einem Fußtritt habe sie eine Fünfmärkstück große blutunterlaufene Stelle zwischen der zwölften und

dreizehnten Rippe. Keiner hat's gesehen. Aber ihr hat man geglaubt. Daß die Männer nur durch Alkoholeinfluß diese Dummheit begangen hatten, davon wollte keiner etwas wissen. Sie mußten sitzen wegen einer Lappalie. Das Weib wohnte weiter in dem Haus meines Onkels und seiner Frau mit den Kindern. Er mußte sich noch im eigenen Haus alle Schikanen gefallen lassen. Aber... was dich nicht umbringt, macht dich hart!

Ja, hart geworden war auch ich von den Strapazen der Zeit. In dem Bummelzug fuhr ich nach Karlsruhe in die amerikanische Zone. Erwachsene durften die Grenze nur mit Erlaubnis überqueren. Bei Ettlingen wurden die Züge durchsucht nach Lebensmitteln und Schmuggelgütern. Lediglich Schulkinder wurden nicht kontrolliert. Ich war siebzehn Jahre alt, klein und schwächlich mit zwei Zöpfen und der Schultasche auf dem Rücken. Ich sah aus wie eine Zwölfjährige. So machte ich mich auf die Eisenbahn, unsere Karlsruher Bekannten mit Lebensmitteln und Kirschwasser zu beliefern. Sie hatten durch ihr Geschäft mit ihren wertvollen Kunstgegenständen schon Beziehungen zu den Amerikanern. Und so bekam ich mal einen Kleiderstoff, mal Bettwäsche, die ich zu Hause gut gebrauchen konnte. Für einen Liter Kirschwasser wurden im Schwarzhandel 250 Mark bezahlt. So fuhr ich alle vier bis sechs Wochen nach Karlsruhe in die Waldstraße und nahm jedes Mal zu der Tauschware.

Philomena Schmidt